

Leseprobe aus:

Georg Klein

Anrufung des Blinden Fisches



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Schiem

Endlich allein. Endlich im Flugzeug. Endlich auf Nachtflug zwischen den Städten. Die Alterstollheit des Großen Schiem, des ungekrönten Königs der Branche, hat uns fünf Tage in der Hauptstadt zusammengezwungen gehalten. Aus allen vier deutschen Himmelsrichtungen, aus allen vier Dependancen der Agentur hatte Schiem uns für eine erste Arbeitswoche zu sich ins Zentralbüro kommandiert. Wir, die Elite der Texter, saßen mit knirschenden Kiefern, mit zitternder Schreibhand vor der Videoprojektionswand, auf der Schiems neues Vorhaben erschien. Der Große Schiem, den auch die Älteren unter uns nur als den Alten kennen, hat unsere Erwartungen, die stets das denkbar Schlimmste imaginieren, erneut übertroffen. Immer übertrumpft er, der Firmeninhaber, uns, seine hochbezahlten Spezialisten. Wir, die Fixesten unter den Zungenfertigen der Branche, stehen, lallend um das erste Wort ringend, vor der kühnen Vorgabe Schiems. Geblendet von seinem jüngsten Projekt, wagen wir nicht, es einen hellen Wahnsinn zu nennen.

Endlich allein. Endlich im Flugzeug. Freitagnacht auf Heimflug Richtung Süden. Für zwei Tage der Fuchtel Schiems entkommen. Zum Schein nur. Denn Montag

früh werden wir alle, die am Wochenende ergrübelten Ideen spruchreif in den Kehlen, wieder zur Teambesprechung Platz nehmen. Dann ist, wie jeden Montagmorgen, Schiems Platz leer. Aber in der Mitte des Konferenztisches steht auf einem Kautschuktellerchen das winzige Mikrofon, über das er unsere Besprechung mithören kann. Hoch über uns, im aufgestockten Penthouse, beginnt der Große Schiem eine neue Woche weltüberspannender Geschäfte. Nur selten beliebt es ihm, sich in die Montagmorgenkonferenz der Texter einzuschalten, dann wispert der Flüssigkristallbildschirm an der fensterlosen Ostwand, Schiems Brustbild erscheint oder auch nur der leere Chefsessel, auf den die Kamera seit Jahr und Tag unbewegt gerichtet ist. Elektronisch bis zur Überdeutlichkeit verstärkt, erreicht uns ein gerauntes Schimpfwort, meist eine vulgäre Bezeichnung der Sexualorgane, oder Schiems unverwechselbares Stöhnen, laut und anhaltend, ehe sein Bild oder das Bild seines Sessels wieder erlischt. Wir, das Team der Texter, ballen wie ein Mann die Faust unter dem Konferenztisch und wissen, dass wir schnell, dass wir sehr schnell, dass wir sofort brauchbares Material auswerfen müssen.

Endlich allein. Endlich im Flugzeug. Mein Platz in dieser Maschine ist für die nächsten Wochen reserviert. Der heutige Flug scheint ausgebucht. Mein Nebenmann schiebt sich an mir vorbei auf den Fensterplatz. Seine Brille, seine Krawatte, das Gesicht kommen mir bekannt vor, als hätten wir im Verlauf der letzten, der furchtbaren Woche einmal gemeinsam vor einem der Aufzüge oder an der Kasse der Cafeteria gestanden. Schiem erwartet,

dass wir das Gebäude von Montag bis Freitag nicht verlassen. Für die Kasernierung der Projekttexter gibt es ein firmeninternes Scherzwort, eine plumpe, vermutlich von Schiem persönlich geprägte Obszönität. Schiem hat seine eigenen Begriffe, und wer mit ihm arbeiten will, lernt, sie über die Lippen zu bringen. Nur zum äußerst zeitigen Frühstück dürfen wir in der allgemeinen Betriebscafeteria Platz nehmen. Den Mittags- und den Nachmittagsimbiss bringt uns die aschblonde von Schiems Töchtern in die Projekträume. Die Aschblonde bewacht auch den Nachtkühlschrank. Sie sitzt in einem winzigen Kämmerchen, nicht größer als unsere Zimmer, die eigentlich nur Schlafkabinen sind. Wenn einer von uns in den Stunden nach Mitternacht zum Gemeinschaftsklo schlurft, sieht er bei der Aschblonden das Licht brennen, und falls er noch ein Bier braucht, klopft oder kratzt er an ihrer angelehnten Tür.

Endlich allein. Endlich allein in einem Dämmern, das nicht der Agentur gehört. Nur meinen Platz hat Schiem gechartert, die anderen Passagiere fliegen auf Kosten anderer Firmen. Einen hat mein Blick im Vorübergehen erkannt. Ein Informatiker, vor Jahren hat er mit mir in Südwest angefangen, aber schon bald fiel er einer von Schiems Säuberungen zum Opfer. Entschlackung nennt es der Große Schiem. Statistisch ist jede Niederlassung zweimal im Jahr davon betroffen. Doch zu einem abschätzbaren Rhythmus lässt Schiem es nie kommen. Bei uns passierte fast ein Jahr nichts, dann, diesen Frühling, zwei radikale Säuberungen im Abstand von knapp vier Wochen, und schon war Südwest auf mich, den Texter,

und einen blutjungen Graphiker zusammengeschnitten. Die für dergleichen Extremfälle zuständige Tochter Schiems, die kastanienbraune, kam aus der Hauptstadt eingeflogen. Ohne viel fragen zu müssen, übernahm sie Telefondienst und Korrespondenz. Alle regionalen Kunden, auch die neusten, sind der Kastanienbraunen auf gespenstische Weise vertraut. Vielleicht ist im Verlauf der letzten Woche wieder jemand für Südwest eingestellt worden. Mich hat keine Nachricht erreicht. Während der Projektwochen sind wir nach außen abgeschottet, Telefongespräche sind nur zwischen Arbeitsende und Mitternacht erlaubt und müssen an einem Apparat im Zimmerchen der Aschblonden abgewickelt werden. Der altertümliche Münzfernsprecher ist über dem Kühlschrank angebracht und auf einen hinterhältig kostspieligen Zeittakt geschaltet. Auf Zehenspitzen steht man, wirft in einem fort Münzen nach, die das Gerät willkürlich annimmt oder durchfallen lässt. Man brüllt gegen das Geklacker der Geldstücke an, verkrampft sich, halb auf dem Kühlschrank hängend, immer mehr und glaubt zuletzt, das laute Schnaufen der aschblonden Schiemtochter, die den Raum nie verlässt, als stieße es aus der Hörmuschel, im Gehörgang zu spüren.

Endlich im Flugzeug. Endlich nimmt die Entfernung zu. Der Mann neben mir hat sich ein Getränk bringen lassen. Es ist etwas Dunkles, vielleicht Rotes. Ich weise mit dem Finger auf sein Glas und verlange mit einem Kopfnicken das Gleiche. Mein Nebenmann grunzt leise. Vielleicht schmeichelt ihm, dass ich mich ihm anschließe. Aber ich lasse mich nicht auf ein Gespräch ein. Zwei Tage lang

will ich selbst nur unartikulierte Laute von mir geben. Jedem im Team muss es so gehen. Schiem hat uns bis auf die letzte sinntragende Silbe ausgesaugt. Er, der magere Greis, der nie in unserer Anwesenheit trinkt oder isst, nimmt unsere frischgeborenen Einfälle mit vernichtender Gier zu sich. Sogar der Pole vom Fahrdienst, der wirklich nichts von unserer Arbeit versteht, hieß ihn heute einen Blutsauger. Das und noch Schlimmeres hat der raubredende Kerl, als er den Kleinbus mit uns Textern zum Flughafen steuerte, den Großen Schiem genannt, und er braucht deswegen keine Konsequenzen zu fürchten. Schiem liebt es, beschimpft zu werden. Als er mich einstellte, forderte er mich, den branchenunerfahrenen Geisteswissenschaftler, auf, ihn, den angestrebten Arbeitgeber, mit Schmutzwörtern zu schmähen. Er öffnete die Tür zum Vorzimmer, damit seine Tochter, die Kastanienbraune, mithören konnte. Ich gab ihm, was meine Not mir eingab, und bestand die Probe. Längst weiß ich, dass diese erzwungene Beschimpfung noch eine der gnädigen Zumutungen des Alten war. Schiem schont seine Texter nicht. Wir, die Elite der Branche, sind übriggebliebene, und das laufende Projekt wird unsere Reihen noch einmal lichten. Darüber sind sich alle im Klaren, und jeder muss fürchten, dass es dieses Mal auch ihm die Sprache verschlagen wird.

Endlich im Flugzeug. Endlich Zeit und Raum, sich unter Unbekannten zu betrinken. Während der Projektwochen ist gemeinsamer Alkoholgenuss verpönt. Selbst nach dem Ende der Arbeitszeit, spät am Abend, bringt das Team der Texter nicht den Mut auf, um ein paar Flaschen zu-

sammenzusitzen. Jeder holt sich, was er braucht, aus dem Kühlschrank. Manchmal treffen sich zwei von uns dabei auf dem Flur. Der, der vom Kühlschrank kommt, drückt, wenn er Courage hat, dem noch Unversorgten eine Flasche in die Hand. Man verweilt mit unruhigem Blick für zwei, drei hastige Schlucke beieinander. Ein halblautes Wort, ein ungedämpfter Rülps, das Zischen beim Abhebeln des Kronenkorkens, wenig genügt, um die Aschblonde an die Tür zu locken. Sie schaut dann kurz und scharf in den Gang, gerade lang genug, um die Beieinanderstehenden zu identifizieren. Völlige Unsicherheit herrscht bei uns im Team darüber, bis zu welchem Punkt das gemeinsame Trinken auf dem Flur vielleicht doch noch als zulässig gelten kann. Einig sind wir uns darüber, dass es auf jeden Fall anstößig wäre, im Wechsel aus derselben Flasche zu schlürfen. Und einen Kollegen gar zu gemeinsamem Trunk in die Schlafkabine mitzunehmen liegt so fern unserer Möglichkeiten, dass mich auch jetzt in der Warteschleife des Wochenendes wundert, wie mir der Gedanke daran überhaupt kommen konnte. Nein, wir Texter betrinken uns allein, allerdings sind die Gipskartonwände zwischen unseren Kojen so dünn, dass zwangsweise doch eine wechselseitige Anteilnahme entsteht. Man hört dem Nachbarn die Flasche polternd entfallen. Man erkennt das ungesunde, röchelnde Schnarchen des ersten Schlafes. Man erwacht durch den lallenden Fluch eines anderen Erwachenden, wenn sich die unwillkürlich vom Nachttischchen gestoßene Flasche über dessen Kopfkissen ergossen hat.

Endlich allein im Flugzeug. Endlich ein richtiges Glas in Händen. Aber es war ein Fehler, mir das Getränk meines Nebenmannes zu bestellen. Er hat sich längst das zweite Glas bringen lassen, während ich noch immer angewidert dem ersten Schluck nachschmecke. Es handelt sich um einen Long Drink, schwerflüssig, fast sämig. Zugleich registriert die Zunge sirupartige Süße und pfeffrige Schärfe. Mein Nachbar hat sein Leselämpchen eingeschaltet. Das Licht der winzigen Birne genügt, um die Flüssigkeit in unseren Gläsern rötlich aufschimmern zu lassen, und es ist zu meinem Unglück jener Farbton, der Schiems dritte Tochter, die Tizianrote, für uns alle unverwechselbar macht. Ein firmeninternes Gerücht, unverwüstlich gerade wegen seiner Lächerlichkeit, besagt, dass der Große Schiem einst demjenigen die Führung der Geschäfte übergeben will, dem es gelingt, die Tizianrote zum Traualtar zu führen. Wie immer, wenn ich an diesen Unsinn denke, überwältigt mich auch jetzt die utopisch komische Vorstellung, dass diese Großtat einem von uns Textern gelänge. Ich kann ein Kichern nicht völlig unterdrücken, ein Glucksen schüttelt mich so heftig, dass mir das widerliche Mischgetränk in den Schoß, auf die Hose schwappt. Schiems tizianrote Tochter ist, solange ich in der Agentur bin, immer nur in den Abschlussphasen der überregionalen Projekte in Erscheinung getreten. Schiem, der uns ohne Atempause durch die Wochen gejagt hat, bleibt dann für drei Tage verschwunden. Wir, verhetzt und aufgerieben von seinen unberechenbaren Wendungen, von den Finten, Launen und schäbigen Tricks, mit denen er jedes Zwischenergebnis torpediert und unsere Arbeit lächerlich laienhaft dastehen lässt, wir

nehmen sein Wegbleiben wie erlöst wahr und fallen der Tizianroten mehr als wehrlos in die Hände. Schon vor der Kastanienbraunen, die anreist, wenn eine Niederlassung nach einer väterlichen Säuberung übermäßig dezimiert ist, schrecken wir zurück. Unsere Scheu wurzelt in dem simplen Umstand, dass sie es ist, die jedem von uns den Einstellungsvertrag ausgedruckt hat. Das Formular trägt den Titel EINHEITSVERTRAG WORTKÜNSTLER. In fünf knappen Paragraphen sind die wenig rühmlichen Konditionen unserer Tätigkeit niedergeschrieben. In Paragraph Sechs tippt die Kastanienbraune jenes Anfangshonorar ein, um das uns alle anderweitig in der Branche beschäftigten Texter beneiden. Paragraph Sieben ist nicht vorformuliert. Auf dem Leuchtschirm der Kastanienbraunen verweilt der zuckende Cursor, bis Schiem selbst zu seiner wartenden Tochter tritt. Von hinten beugt er sich über ihre Schulter und flüstert ihr ins Ohr, was er sich als siebte und letzte Vertragskondition für den Frischangeworbenen ausgedacht hat. Die Schamesröte steigt mir ins Gesicht, wenn ich mir vor Augen halte, dass diese Schiemtochter den Paragraphen Sieben, die intime Vertragsklausel eines jeden Texters, kennt. Kurz schwanke ich, ob die Kastanienbraune nicht durch ihre Mitwisserschaft ihrer tizianroten Schwester an abschreckender Potenz gleichkommt, aber dann entsinne ich mich des letzten großen Projekts und seiner peinigenden Abschlussphase und gebe der Tizianroten wie immer den Vorzug.

Endlich allein. Endlich auf Heimflug. Erneut vergeblicher Versuch, den nicht verschütteten Rest des rötlichen Gebräus über die Lippen zu bringen. Leichthin kann

mein Nebenmann das dritte oder vierte Glas mit lautem Schlürfen leeren. Er muss die Tizianrote nicht kennen. Ihr Bild ist uns Nährboden immer neuer Angstvorstellungen, und eben erst schwenkten meine Gedanken ins Gelände einer solchen Phantasie. Sie nahm die sämige Konsistenz des Cocktails zum Anlass und leitete die Dickflüssigkeit der Mischung aus wahrhaft widerlichen Komponenten her. Es war, als keimte eine von Schiems Zoten verzögert aus, um mit rötlichem Trieb endgültig in mir Wurzel zu fassen. Alle Texte kennen den Würgegriff dieser Wochenendphantasien. Bei uns Älteren treten sie schon in der Nacht auf Freitag auf, mit gurgelndem Ausruf fahren wir aus unseren Träumen, die, obschon noch immer von Schiems Stimme durchdröhnt, bereits tizianrote Färbung angenommen haben. Pure Angst treibt uns dann aus den schmalen Betten. Die Finger in den Bund unserer Pyjamahosen gekrampft, tippeln wir die kurze Wegstrecke längs unseres Nachtlagers auf und ab. Und schließlich zwingt uns die Schlaflosigkeit sogar hinaus auf den Gang. Im ersten Morgengrauen schaben wir an der Tür der Aschblonden, um die Tizianrote einige nervöse Handgriffe lang zu vergessen.

Endlich im Flugzeug. Endlich zum Schein dem Bannkreis des Großen Schiem entronnen. In böser Voraussicht hat er unsere Heimflüge gebucht, mit Schadenfreude sieht er uns jeden Freitag in den Zubringerkleinbus steigen. Ohne Hoffnung führte ich vorhin das Glas abermals an die Lippen, ließ den von Speichel längst wässrig verdünnten Cocktail bis an die Zungenspitze schwappen. Aber dann wuchs mir unvermutet Beistand zu, von rechts

schwenkte die Hand des Nebenmannes in mein Blickfeld. Mit sanftem Nachdruck legten sich seine Fingerspitzen auf den Boden des Glases und erhöhten die Abflussneigung. Zweifellos hatte er meine Not begriffen, mit Gefühl und mit Entschiedenheit verkleinerte er den Winkel. Meine Schlucksperrung hat sich gelöst, der Kehlkopf tut seine Pflicht. Meine Lider schließen sich fast ganz. Durch Schlitze sehe ich, wie mir mein Beisitzer das leergetrunkene Glas aus den verkrampften Fingern windet. Jetzt schiebt sich sein Gesicht vom Gestell seiner Brille bis zum Knoten seiner Krawatte dicht vor mich. Ohne Anstrengung wird er mir kenntlich. Natürlich ist er vom Fach. Auch er war einmal und ist vielleicht noch Schiems Texter. Vor Jahren, in der Unschuld der Anfangszeit, saßen wir in derselben Projektgruppe. Ein wahnwitziges Vorhaben, einer von Schiems rücksichtslosesten, nicht nur uns Neulinge restlos überfordernden Einfällen. Schon damals ging es darum, in einen völlig übersättigten Markt einzubrechen. Schiem schaffte es täglich aufs Neue, die schiere Unmöglichkeit des Plans in das Gebot der Stunde umzuformulieren. Wir stöhnten unter seinen höhnischen Paradoxien, es war, als wollte er uns den gesunden Menschenverstand wie ein Fell über die Ohren ziehen. Jetzt, wo mein Nebenmann die Brille abnimmt, schärft sich meine Erinnerung erneut. Die Tizianrote übernahm damals an einem Montag die Leitung der Endphase. Am vorausgegangenen Freitag hatte Schiem all unsere bisherigen Entwürfe vernichtet, und in seiner endlosen, fünf, sechs oder sieben Minuten währenden Schimpftirade war zu meinem Schrecken urplötzlich der Wortlaut meines Siebten Paragraphen aufgetaucht. Erst

jetzt dämmert mir, dass damals gewiss auch die anderen Texter ihre persönliche Vertragsklausel auf diese niederschmetternde Weise veröffentlicht bekamen. Am Montag hatte die Tizianrote leichtes Spiel. Wir lechzten nach ihrem Erscheinen. Ohne Gruß nahm sie auf dem freien Stuhl ihres Vaters Platz. Sie schnäuzte sich lang und gründlich, so wie sie es heute noch in unvergleichlicher Weise tut. Dann räusperte sie sich heftig, hustete, wie um etwas auszuwerfen, und kratzte sich ausgiebig, als gäbe es uns nicht, mit einem ihrer langen Fingernägel in beiden Halsbeugen. Ein letzter isolierter Krächzer, ein wortferner, fast mechanischer Reibelaut entfuhr ihrer Kehle. Wir spitzten die Ohren, hielten den Atem an, und nach einem Moment einhelligen Schweigens bekamen wir die erste Vorgabe. Die Spitzen ihrer Schuhe hoben sich, die Hacken begannen zu schlagen. Mit beiden Absätzen, mal gleichzeitig niederstoßend, mal gegeneinander versetzt, trommelte sie uns den gebotenen Rhythmus auf das Parkett. Zunächst in seiner nackten Grundform, fünfmal, ganz langsam wie zum Mitschreiben. Dann folgten zwei elaborierte Varianten: Mit einem scharfen Ruck zwang sie dem Kugellager des Drehstuhls ein Geräusch ab. Dieses Schnarren und, in der letzten Vorgabe, ein außerordentlich lautes, fast metallisch knallendes Zungenschnalzen markierten uns die gewünschte Position der Triebwörter. Wir schluckten. Die Älteren unter uns leckten sich, wie von jeder Scham verlassen, die Lippen. Die Tizianrote erhob sich, ging leichten Schritts an uns vorbei und stellte sich hinter unsere Rücken. Wir starrten den leeren Stuhl an. Jetzt war es an uns, die Vorgabe mit Worten zu füllen. Mein Mitflieger, der barmherzige Cocktailtrinker,

war damals derjenige, der in unser aller Namen als Erster antrat. Wieder kommt mir sein Aufstieg vor Augen. Er war jung, wie ich es war, dicklich und ungeschickt. Seine Brille rutschte ihm von der Nase, purzelte auf den Boden, als er langsam und umständlich den freigegebenen Stuhl erklimmte. Schwankend kniete er auf der Sitzfläche, streckte uns, den Kollegen, den Hintern entgegen und brauchte drei Anläufe, bis er endlich mit dem Gesicht zu uns auf dem Stuhl stand und seinen Textversuch zum Vortrag bringen konnte.

Endlich allein. Endlich auf Nachtflug zwischen den Städten. Mein einstiger Mittexter hat seine Position nicht verändert. Sein süßlich pfeffriger Atem streicht mir über Stirn und Wangen. Gewiss war auch er all die Jahre ununterbrochen in Schiems Diensten. Wer kann wissen, wie viele Projekte seitdem im Namen Schiems das Licht der Welt erblickten. Die rechte Hand des Kollegen legt sich auf die Muschel meines linken Ohrs; fast übermannt mich die Versuchung, die Augen ganz zu schließen. Es wäre wohl erlaubt. Es wäre letztlich im Sinne Schiems. Auch für die Dauer dieses Projekts hat der Große Schiem ein strenges Bilderverbot über uns verhängt. Erneut fand er einen endgültigen, uns in unserem Tun demütigenden Spruch, um den Abgrund zwischen uns und den mit dem bloßen Augenschein operierenden Kollegen zu markieren. Wie beim ersten Mal duckten wir unsere Köpfe verschreckt unter die unumstößliche Wahrheit. Also vertraut auch jetzt, ins kümmerliche Leselicht des Nachtflugs blinzeln, der Texter gemäß Schiems Gebot aufs Wort – und nichts verrückt sich in der Rangordnung

der Sinne, wenn bald, wenn gleich, wenn gleichzeitig die
Münder zweier Texter aufeinanderstürzen, wenn die Ge-
bisse klackernd ineinanderschlagen und beide Zungen,
am fremden Gaumen schnalzend, um eine Achse kreisen.